

Unsere Heimat

Sagen aus dem Kreise Rößlin.

Von Dr. Schulz-Rößlin.

(Fortsetzung.)

30. Das Totengrab im Kraziger Walde.

Im Walde von Krazig, an dem sogenannten Steinweg, einer alten Hansestraße nach Rosberg, liegt ein alter Grabhügel, der im Volksmunde das Totengrab genannt wird. Der Form nach ist es ein aus vorgeschichtlicher Zeit stammendes Hünengrab. Von alten Zeiten her hat sich die Sitte erhalten, daß jeder, der an dieser Stelle vorübergeht, auf den Grabhügel einen Zweig oder ein dürres Reis wirft, und diese Sitte wird bis in die neueste Zeit hinein gewahrt. Durch die Reifig-anhäufung bleibt die Stätte stets kenntlich, und es wird dadurch verhindert, daß sie der Vergessenheit anheimfällt. (Saas, Pomm.Sagen, Nr.272.)

Die gleiche Sitte der Reifig-anhäufung auf dem Grabe eines Erschlagenen findet sich bei der von Haas ebenda Nr. 22 mitgeteilten Sage vom Spuk beim Spoodenkrenz (Kr. Greiffenhagen), ferner bei Lohre: Märkische Sagen, Leipzig 1921 Nr. 223 und 248, aus der Gegend von Spandau und Beelitz. Aus diesen beiden zuletzt genannten Sagen, besonders der von Reckins Grab (Nr. 223) ergibt sich, daß es sich hierbei um ein dem Toten gebrachtes Sühnopfer handelt mit der Absicht, ihn versöhnlich zu stimmen, damit er nicht als Gespenst die Ruhe der Lebenden stört. Daß es sich dabei um uralt heidnischen Brauch handelt, bezeugen die z. B. von Benno in der Einleitung zur Geschichte der Stadt Rößlin angeführten Lehrtitel des Bischofs Otto von Bamberg, worin es u. a. heißt: „Sie sollten ihre Toten nicht unter die heidnischen in Wäldern begraben oder auf dem Felde, auch keine Prügel nach heidnischem gottlosen Gebrauch auf die Gräber legen“.

Wie die Seele des Lebenden Tiergestalt annehmen kann, so besitzt auch die tote Seele diese Fähigkeit. Vielleicht sind als Seelentiere Toter auch die in Sage Nr. 10 (der Spuk im Gollenberg) vorkommenden beiden Rehböde aufzufassen.

31. Der gespenstliche Fuchs am Borchwallsee.

Am Borchwallsee bei Krazig geht häufig der ehemalige Herr des Gutes um auf seinem Fuchs; doch öfter noch sieht man letzteren allein, dann aber in Gestalt eines wirklichen Fuchses.

Ein alter Schneider ging einst gegen Mitternacht am See vorbei und sprach so für sich hin: „Hier hat der alte gnädige Herr so oft gespuft.“ Kaum hatte er dies gesagt, als auch der Gespenstfuchs bei ihm war und immer um ihn herum lief, so daß er weder rückwärts noch vorwärts konnte. In seinem Aerger rief der Schneider: „Aeh, Ding, gao mi voa de Fäute wech!“ Damit hatte er sich aber in die Gewalt des Gespenstes begeben. Der Fuchs machte sich plötzlich so lang, wie ein Wiesbaum, und warf sich dem alten Mann auf den Nacken, daß ihm das Blut aus Nase und Ohren drang. So hat man ihn am andern Morgen gefunden. Wenige Tage darauf war er tot. (Zahn, Nr. 541.)

32. Der Neuntöter.

Es gibt Leute, denen es, wenn sie gestorben sind, im Grabe keine Ruhe läßt; sie kehren wieder

und ziehen andere Menschen nach sich. Das tun sie neun Jahre lang, und in jedem Jahre holen sie sich ein Opfer. Aus dem Grunde werden sie gemeinhin Neuntöter (Näntdö're) genannt. Man kennt Neuntöter nicht bloß bei den Menschen, sondern auch bei dem Vieh, und weil sie so unendlich viel Schaden anrichten, gilt „Neuntöter“ für das ärgste Schimpfwort, das jemand nur in den Mund nehmen kann. (Zahn, Nr. 511.)

33. Das Unhür.

Wird ein Kind mit einer Kappe geboren, so sagt man, das ist ein Unhür (Ungeheuer). Wenn solch ein Unhür stirbt, holt es zuerst alle aus der Verwandtschaft nach; darauf geht es an die Kirchenglocke, schlägt daran, und soweit der Schall zu hören ist, soweit sterben ringsherum alle Leute. Die Mutter des Unhür kann dem Unheil dadurch vorbeugen, daß sie die Kappe zu Pulver verbrennt und dem Kinde mit der Milch eingibt. Selbst im Tode ist das Unhür noch leicht kenntlich. Seine Leiche sieht nämlich ganz frisch und rot aus, als ob der Mensch noch Leben in sich hätte. Wer nun seinen Vorteil versteht, der legt einer solchen Leiche ein Fischnek, Geld, eine Wagerunge und allerlei Gegenstände mehr in den Sarg hinein, daß sie es mit sich unter die Erde nimmt. Damit muß dann der Tote arbeiten und kann nicht zum Nachsehen kommen. Alte Leute rufen dem Unhür wohl auch höhnend nach: „Wenn du das Nek aufgeknotet hast, dann magst du uns holen!“ Sie wissen aber recht gut, daß ein Fischnek in einer Nacht aufzuknoten unmöglich ist. (Zahn, Nr. 512.)

34. Spukgeschichten aus Kretzmin.

Bei Kretzmin nach Norden zu liegt in einer niedrigen Anhöhe ein Sandloch, das mit der Anhöhe zusammen den Namen Pottberg führt. Nahe dabei liegen Reuthers Fichten, ein kleiner Fichtenwald, durch den ein tiefer Sandweg führt. Hier soll vor Jahren einmal ein Mord geschehen sein, und jeder, der abends den Weg zu gehen hat, meidet gern die finstere Waldung und geht im Bogen um sie herum, weil der Geist des Erschlagenen dort noch lekt herumspuken soll.

Auch bei dem Kretzminer Kirchhof nahe der alten Obermühle soll ein Spuk in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr sein Wesen treiben. (Bl. für vomm. Volksf. III, S. 181.)

35. Die spukende Edeffrau in Hohenfelde.

Im Gutspark zu Hohenfelde befand sich früher eine Luftschaukel, in der sich die jungen Herrschaften oftmals vergnügten. Da starb plötzlich die Gutsherrin an einer schweren Krankheit. Von nun an war es streng verboten, den Park zu betreten. Als aber etwa zwei Jahre um waren, konnten es eines Abends zwei junge Mädchen im Alter von ungefähr 17 Jahren nicht unterlassen, in den Park zu gehen und sich auch in die Luftschaukel zu setzen. Als sie so im tollsten Schaukeln waren, sahen sie plötzlich die verstorbene Schloßherrin auf sich zukommen. Entsetzt wollten beide fliehen, aber sie konnten nicht aus der Schaukel herauskommen. Wie gelähmt an Zunge und Gliedern muhten sie es über sich ergehen lassen, daß das stumme Gespenst sie tüchtig prügelte. Beide

haben später versichert, daß es bestimmt der Geist der verstorbenen Schloßfrau war. Die Luftschaukel ist danach alsbald fortgenommen worden. (Mündlich aus Nordeshagen durch Herrn Rektor Holz.)

36. Der Spuk von Funkenhagen.

Am Seeberg zwischen Bornhagen und Funkenhagen spukt es. Der Spuk soll ein früherer Besitzer von Funkenhagen sein. Er erscheint meist als Reiter ohne Kopf auf einem schwarzen Pferd. Man sagt, er habe sich auch auf dem Gutshofe in Funkenhagen gezeigt. Sein Erscheinen dort habe stets das Ableben eines Gliedes der herrschaftlichen Familie angezeigt. Er soll auch mit dem Teufel im Bunde gestanden und die schwarze Kunst verstanden haben. Einmal aus diesem Grunde, zum andern aber auch, weil er die dienstpflichtigen Bauern sehr streng behandelt und aus ihrem Besitz ausgekauft habe, muß sein Geist umgehen. (Mündlich aus Bornhagen und Sorenböhm.)

(Fortsetzung folgt.)

Rößlin und Gollen in einem Reisetagebuch von 1694.

Von Dr. Schulz-Rößlin.

In der Rostocker Universitätsbibliothek befindet sich eine handschriftliche Reisebeschreibung des Studenten der Theologie Arnd aus Güstrow über eine Preussische Reise, die da ist fürgenommen von den Herren Professor Johann Gottlieb Möller und 6 anderen Commisitoribus. Darunter ist auch gewesen nemlich Karolus Arndius. Anno 1694 d. 21. Julii ad fin. Septembris. Die Aufzeichnungen dieses Reisetagebuches enthalten mancherlei kulturgeschichtlich Bemerkenswertes über die verschiedenen berührten Vertlichkeiten von Rostock bis Königsberg i. Pr., unter anderem auch über unsere Rößlin er Gegend. Nach dem Auszug aus diesen Aufzeichnungen, veröffentlicht in Balt. Stud. N. F. IX, 1905, durch Dr. Rohlfeldt, heißt es darin S. 9 und 10 unterm 28. Juli (Sonntag):

VII. Von Stargardt über Massau. 2 Meil. Neugarten und Greiffenberg auf Colberg, 2 Meil (29. Juli) . . . (folgt Beschreibung der Sehenswürdigkeiten).

VIII. Von Colberg bis CöbLin. 5 Meil. ubi: 1) Ein Stadt Kirche und Schloß Kirche, 2) Ein Schloßgen drauf ein Edelman logiert, 3) Fünff kleine Kapellen in und außer der Stadt.

IX. Von CöbLin bis Schlag (Schlawe) über Zanau (Zanow) ein Meil. (d. 30. Montag).

Nota: Hinter CöbLin ligt ein hoher berg voll Gebüsch bald eine Meile bis Zanau genannt der Goldberg (Gollenberg), woselbst vor diesen die Räuber ein schloß gehabt im gleichen eine Kapell zu ihrem Gottesdienst auf einen erhabenen hügel woselbst noch eine Fahne zu finden, allwo viel Menschen ermordet. am Wege 72 todten gräber observiret; die Kapell ist endlich ruiniret worden aus welchen die Tauffe nach CöbLin gekommen und von einem bürger als eine Waschbalae gebraucht; da aber selbige Tauffe viel unruhe gemacht im hause wegen der gespenster ist Sie wie-

ver an ihrem Orte hingeseht worden, da Sie in die Erde gesunken."

Das der Gollen wegen der in ihm verübten Räubereien und Mordtaten früher sehr verrufen war, berichtet uns nicht bloß die Sage (Ortsagen aus dem Kreise Röslin, 11, in „Unsere Heimat“ Nr. 4); auch Micrälius in seiner Geschichte vom Lieben Pommerland und Wendland in seinem Manuskript erzählen von dieser Unsicherheit. Hieron zeugen noch einige alte Flurnamen im Gollen, wie „Mordkuhle“ im Jagen 96 an der alten Zanner Landstraße und „Der Totschlaa“ im Hammerwald an der Straße nach Mastow.

Nicht bloß beim Spinnrad und Federreifen erzählten sich die Frauen und Mägde abends von diesen Mordgeschichten, die so angenehm gruselig anzuhören waren. Auch die Herren Spießbürger mögen beim Feierabendtrunk im Wirtshaus manchmal davon gesprochen haben, besonders wenn Reisende nach Hinterpommern dort abgestiegen waren. Es war doch ein besonderes Vergnügen, diesen tüchtig Angst zu machen, wenn man innerhalb der sicheren Stadtmauern selbst nichts zu riskieren brauchte. Und der Schwager Postillon blies natürlich ins gleiche Horn. War doch ein besonders gutes Trinkgeld zu erwarten, wenn er die reisenden Herrschaften sicher durch diese gefährliche Gegend gebracht hatte. So kam man schließlich wohl dazu, den Räubern sogar ein eigenes Schloß im Gollen anzudichten. Zu einem Schloß gehört aber auch eine Kapelle. Was lag näher, als die alte Wallfahrtskapelle auf dem Gollen, die seit Einführung der Reformation in Verfall geraten war, und in deren Gemäuern gelegentlich auch Wege-lagerer gehaust haben mögen, zu einer Kapelle der Räuber umzudichten. Vollständig zerstört wurden die Mauern unter dem Bischofherzog Casimir (1572—1602), der zu Ende der 80er oder Anfang der 90er Jahre sich das Jagdschloß Casimirsburg bei Bäst baute und dazu auch die Steine der alten Kapelle verwenden ließ.

Das Taufbecken der Kapelle soll nach vorstehendem Bericht nach Röslin gekommen und dort von einem Bürger als Waschgefäß benutzt worden sein. Diese Pietätlosigkeit blieb natürlich nicht ungestraft. Gespenster trieben in dem Hause ihr Unwesen und zwangen den Mann, das Becken wieder an seinen alten Platz zu tragen, wo es „in die Erde gesunken ist“, wie der fromme Studiosus meinet. Wir dürfen wohl annehmen, daß es sofort einen anderen Liebhaber gefunden hat, der weniger abergläubisch war. Sicher war es aus Kupfer oder Zinn, hatte also auch eingeschmolzen einen schönen Wert.

Die erwähnte „Fahnenstange“ ist im Jahre 1667 von Rösliner Bürgern auf dem Berggipfel errichtet worden. Es soll eine große Stange mit eiserner Wetterfahne und einem Kreuz an der

Spitze gewesen sein. Der Berg wurde danach im Volksmund allgemein „Fahnenberg“ genannt. Im Jahre 1829 wurde zum Gedächtnis der in den Freiheitskriegen 1813-14, 15 gefallenen Helden an derselben Stelle nach einem Entwurf des berühmten Architekten Schinkel das dort noch heute stehende Denkmal mit dem Kreuz errichtet. Danach heißt die Höhe jetzt „Kreuzberg“.

Wendische Ortsnamen im Kreise Röslin.

(2. Nachtrag.)

Von Dr. Schulz-Röslin.

Dank der freundlichen Unterstützung von Prof. Dr. Mude-Bauken ist es gelungen, nunmehr auch für den Rest der wendischen Ortsnamen unseres Kreises eine zwar nicht immer unzweifelhaft sichere, aber doch sehr wahrscheinliche Deutung zu finden.

47. Dattow, Lubinsche Karte 1614 Dattow, d. i. Dab(e)low = Besitz, Ritteritz der Dabef, Dabf, Diminutiv von Dado, Kurzform von Dabibog (poln. Dabibog) = Gottesgabe (datt geben und bog Gott).

48. Gohrband (url. 1308 Ghorhans, 1311 Gurbans, 1313 Chorband) pomor. slaw. Gorebandz (altsl. Gorenbandzi), d. i. Besitzdorf des Goreband (asl. Gorenband = der das Feuer, die Inbrunst Bedende (asl. gorjeti brennen, honditi wachen). Goreband oder Gorebond ist zwar urtümlich als Personennamen nicht belegt, wohl aber, nach Dr. Mude, der ganz gleich gebildete und ziemlich dasselbe bedeutende Name Gorivoi (czech. Slorivoi) neben den Eigennamen Gorislaw, Gorimir und Goremysl (czech. Goremysl).

49. Kretmin (Lubinsche Karte 1614 Crette-min) ist nach Dr. Mude wahrscheinlich abzuleiten von Krotomin, d. i. Ritteritz des Krotom, Kurzform von Krotomysl = der einen schämen, fügen Gedanken Hegende (slaw. krotiti zahn, fügen und mysl Gedanke).

50. Labus (1400 ein Gud tu Labus erwähnt). Nach der von Amtsgerichtsrat Bernikow herausgegebenen Geschichte der Stadt Labes finden sich für diese urkundl. auch die Namen Lobese, Lobese, Labus. Der Name wird dort von Laba abgeleitet = das Fließende (Siedlung am Fluß, der Rega), aber auch die Möglichkeit der Herleitung von poln. Labends (nordwestslaw. labonds) = der Schwan zugegeben. Diese letztere Ableitung müssen wir wohl auch für unser Labus in Anspruch nehmen, da ein Fließendes, Fluß oder

Bach, hier nicht in Frage kommt. Also Wdiktio labu(nd)ze sc. pole oder icero = Schwanenfeld oder Schwanensee, später die Siedlung daran.

51. Steglin (Lubinsche Karte 1614 Stegeln). Nach Dr. Mude abzuleiten von altslaw. stiko, pomor. steko, polab. stako (a dumpf dem e sich nähernd) = Glas (vergl. polab. u. tschub. staklinik = der Glaser. Also Steklina = Glasort, Ort wo Glas fabriziert wurde. Es handelt sich hier natürlich nicht um die Herstellung von Glas zu Fensterscheiben, die den alten Wenden unbekannt waren, sondern zu Schmuckfachen, z. B. farbigen Perlen, wie wir sie in wendischen Gräbern hin und wieder finden.

52. Stredentin (1278 Stredentin, 1279 Stredentin). Nach Dr. Mude altrom. Form: Stredentin (en nasal) = Ritteritz des Stregenta (die durch das magnative, verherrlichende Suffix enta erweiterte Kurzform Strego oder Strega vom Personennamen Stregoslaw oder Stregomir = der durch Wachsamkeit Berühmte, der berühmte Hüter (seines Bestes). (Misl. streg = hüten, wachen u. slawa, mir = Ruhm.)

(Fortsetzung folgt.)

Der Silbestertag in der pommerischen Volkslage.

Von Prof. Dr. A. Haas-Stettin.

Die Zeit der Zwölften, d. i. die Zeit vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, gehörte ebendem, als unsere Vorfahren noch dem Seidentum anhängen, zu den heiligsten Tagen des ganzen Jahres. Darum ist es auch nicht zu verwundern, daß diesen Tagen noch jetzt mannigfacher Aberglaube und verschiedenartiger altväterischer Brauch anhaftet. Ein Tag ist in dieser Beziehung aber ganz besonders begünstigt unter den Zwölften, das ist der letzte Tag des Jahres, der Silbestertag.

Zahlreiche Orakel, wie Bleigießen, Pantoffelwerfen, Schattenorakel und ähnliches sollen an diesem Tage den Blick in die Zukunft eröffnen, die Hellscher walteten am Silbestertage mit besonderer Vorliebe ihres Amtes, das alte Jahr wird in der Mitternachtsstunde vom 31. Dezember zum 1. Januar „abgeschossen“ oder „ausgetutet“ oder „weggelassen“ und was dergl. mehr ist. Aber auch in der heimischen Volkslage spielt der Silbestertag eine wichtige Rolle, und es knüpfen an ihn mehrere alte Ueberlieferungen an, deren Inhalt uns den Zusammenhang mit dem ehemaligen Seidentum nicht nur ahnen, sondern zum Teil auch deutlich erkennen läßt.

5/ Der Scholle treu!

Ein Amtsbauerhof mehr als 230 Jahre im Besitze eines Bauerngeschlechts.

Von Gymnasiallehrer P. Schulz-Röslin.

Am 15. März 1717 wurde auf einem Amtsbauerhof in Klein-Streik Michel Pegelow als Wirt und Wehrmann vom königlichen Amt Röslin und Casimirsburg bestätigt. Diese Besitzübergabe ist die erste Urkunde in den Familienpapieren. Laut Kirchenbuch war ein Martin Peglow (Pegelow), der 1689 starb, in Klein-Streik anständig, so daß angenommen werden darf, daß schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein Peglow auf dem Hofe saß. Die Peglows dürften also schon rund 300 Jahre auf dem Hofe anständig sein. Bei den alten Röslinern hießen die Besitzer dieses Hofes Brückenpeglows, weil der Hof an der Brücke über den Streiker Seegraben liegt. Auf Michel Peglow folgte 1762 sein Sohn Michel, auf diesen sein Sohn Erdmann im Jahre 1804, der seinem Sohne Joachim 1840 den Hof übergab. Nach Joachims Tode bewirtschaftete seine Witwe bis 1884 den Hof. Nach ihrem Tode übernahm ihn ihr Sohn Gustav, der 1898 starb, und nun führte seine Witwe Ida, geb. Drafsch, die Wirtschaft weiter. Jetzt ist ihr Sohn Erich Besitzer.

Klein-Streik hieß früher Lütken Streik und war bis 1905 eine selbständige politische Gemeinde. In diesem Jahre wurde sie mit Groß-Streik zu einer Gemeinde vereinigt mit dem Namen Streik.

Der Bauerhof war bis zur Gemeinschaftsteilung (Separation — 1837) der Familie in Erbpacht überlassen und jeder Nachfolger im Besitze mußte erst von dem königlichen Amt Röslin-Casimirsburg bestätigt werden.

Wie in so vielen alten pommerischen Bauerngeschlechtern, so ist auch hier der Familienstamm und die Liebe zur Scholle sehr stark ausgebildet. Die Witwen auf diesem Hofe haben es immer für selbstverständliche Ehrenpflicht gehalten, für den Hofbesitzer die Wirtschaft weiter zu führen und nicht etwa durch eine zweite Heirat den Hof zu veräußern oder in seinem Werte zu verringern. So hat die noch lebende jetzige Besitzerin Ida geb. Drafsch über 20 Jahre den Hof bewirtschaftet, auch während der Kriegszeit, in der ihre drei Söhne im Felde standen. Sie genießt aber auch die Verehrung der gesamten Verwandtschaft, und der Geburtstag von „Mutter Peglow“, früher hieß sie Tante Ida, ist immer ein Peglowscher Familientag. Ob die Peglows in Berlin, Wilhelmshöhe, Giebichen, Streik, Schreitstaken, Neuenhagen oder Rest wohnen, an diesem Tage kommen sie immer zu den alten Hofstätten der Peglows. Heute

heißt Mutter Peglow schon Großmutter Peglow, denn sie darf schon einen neuen Hofbesitzer wiegen, der, wie ihr verstorbener Mann, Gustav heißt. Möge ihr ein langer, friedlicher, glücklicher Lebensabend beschieden sein. Denn sie hat erfüllt, was der Verfasser des Stammbaumes der Familie, Oberzolkenrath Otto Peglow in Wilhelmshöhe, dem Stammbaum als Schlußspruch anfügt: „Was du ererbt von deiner Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“

Otto Peglow schließt seine Anmerkungen über den Stammbaum mit dem Wunsch: „Das Geschlecht der Peglows möge auf derselben Scholle in gesunden, starken Männern und Frauen bis in die fernste Zukunft weitergedeihen, zum eigenen Wohle und zum Besten unseres daniederliegenden Vaterlandes.“

Wie viele haben es in schweren Zeiten der Landwirtschaft oder aus anderen Gründen nicht über sich vermocht, auf dem väterlichen Erbe auszuhalten, sondern sind dem Boden, der mit väterlicher Hand bebaut war, den väterlichen urbar gemacht hat, untreu geworden. Das Vaterhaus, jeder Baum im Garten, jedes Stück Feld, jeder Baum und Strauch werden dem Heimatlichsteu immer zurufen: Du wurdest der Heimat und damit deinen Vätern untreu.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

1. Der Gottesdienst der Geister.

In der Neujahrsnacht kommen die Geister des ganzen Kirchspiels in der Hauptkirche zusammen; alles ist hell erleuchtet, die verstorbenen Prediger besteigen, soviel ihrer sind, die Kanzel, und es wird ein großer Gottesdienst abgehalten.

Eine Frau aus Schivelbein sah einmal vom Bette aus eine solche Versammlung; sie glaubte jedoch, es sei der Frühgottesdienst und sie habe nur die Zeit verschlafen. Darum kleidete sie sich schnell an, nahm das Gesangbuch und eilte dann in die Kirche hinein. Dort sah Kopf an Kopf eine ungeheure Menge ihr völlig fremder Menschen, nur die Frau, die neben ihr saß, schien ihr bekannt. Sie schaute näher zu, und siehe, da war's ihre Nachbarin, die vor wenigen Wochen gestorben war.

Vor Angst wagte sich jetzt die Frau nicht zu rücken und zu rühren. Als es aber zum Segen kam, gab ihr die Nachbarin einen Stoß in die Seite und raunte ihr zu: „Mach, daß du vor dem Amen aus der Kirche kommst, sonst bist du verloren.“ Da fuhr sie auf und lief der Thür zu, und kaum war sie draußen, so riefen die vielen Prediger auf der Kanzel auch schon Amen, und die Pforte schlug mit gewaltigem Krachen zu. Dabei wurde der Zipfel ihres Gewandes eingeklemmt; sie aber ließ ihn fahren und kam glücklich ohne weiteren Unfall zu Hause an.

Als sie am andern Morgen nachsah, was aus dem Kleidersipfel geworden sei, fand sie auf jedem Grabe ein Stüdchen davon liegen.

Die Sage ist in Pommern ungemein weit verbreitet und knüpft gelegentlich auch an den Weihnachtsabend, an den Frühgottesdienst des Karfreitags, des ersten Ostertages und des Allerseelentages an. Bei Grimm (Deutsche Sagen, Nr. 175) findet sich eine solche Sage, die aus dem Jahre 1516 überliefert ist. Von den zahlreichen pommerschen Varianten sei wenigstens noch eine hier angeführt, die durch die Einfilbrung des Briefträgers äußerlich in ein modernes Gewand eingekleidet ist.

2. Briefträger im Gottesdienst der Geister.

Am Silvesterabend kam einst ein Briefträger an einer Kirche vorüber, die hell erleuchtet war. Er dachte bei sich: „Sollst du auch in die Kirche gehen?“ und trat ein. Drinnen saßen schon alle auf ihren Plätzen. Aber alles war eintönig grau, das Licht verschwommen, und die Stimme des Predigers leise und hohl; dem Briefträger kam alles so seltsam vor. So „duus“. Als er seine Nachbarin ansah, erkannte er in ihr eine Bauerfrau, die seit einigen Wochen im Grabe ruhte. Sie rief ihm, das Gotteshaus zu verlassen, bevor der Pastor Amen gesagt habe; sonst könne es ihm schlecht ergehen. Da ging er schnell hinaus und zog draußen rings um sich herum einen Bannkreis.

Am andern Morgen fanden die Leute den Briefträger in der Nähe der Kirche besinnungslos auf der Erde liegen. Er lag inmitten des Kreises, an dessen äußerem Rande unzählige Trittschritte zu sehen waren. Es war klar, daß der Bannkreis den Mann gerettet hatte; ohne denselben hätten die Geister ihn mitgenommen. (Aus Wangerin mittg. von Lehrer S. Saase.)

3. Die Hexen beim Silvestergottesdienst.

Ein junges Mädchen aus Fernowfelde (Kreis Uedom-Wollin) ging der Sitte gemäß zur Silvesterpredigt in die Kirche. Als sie hier Platz genommen und der Gottesdienst begonnen hatte, bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß mehrere ihr wohlbekannte Frauen einen höchst auffallenden und eigenartigen Kopfschmuck trugen: einige trugen allerlei Geräte, wie Feuerkippe, Harke, Besen, andere dagegen Milchgefäße, wie Butterfaß und Eimer, auf dem Kopfe. Die anderen Kirchenbesucher schienen von dem absonderlichen Kopfschmuck der Frauen nichts zu sehen. Das wunderbarste aber war, daß alle die Frauen mit den eigentümlichen Geräten auf dem Kopfe sich vor dem Amen des Pastors aus der Kirche entfernten. Daran erkannte das Mädchen, daß die Frauen lauter Hexen waren.

Als das Mädchen nach Hause kam, erzählte es der Mutter, was es gesehen hatte, und machte auch einige der Frauen, die sie als Hexen gesehen

hatte, namhaft. Bald darauf aber fiel das Mädchen in eine schwere Krankheit und starb. (Pomm. Sagen, Nr. 142.)

4. Das Müllhuhnküken.

Ein Bauer, der wegen seiner Schulden in großer Sorge war, schloß am Silvesterabend einen Pakt mit dem Teufel: Der Bauer sollte sieben Jahre lang von dem Teufel Geld und Gut erhalten; nach Ablauf dieser Frist aber sollte er seine Seele hergeben, es sei denn, daß er alsdann dem Teufel einen Vogel zeigen könne, den dieser nicht kenne. Der Bauer war nun aus aller Not und lebte sechs Jahre lang lustig und in Freuden. Aber als das siebente Jahr angebrochen war, wurde ihm angst, und in seiner Angst offenbarte er sich seiner Frau. Diese sann eine Zeitlang nach und versprach ihm, daß sie ihm helfen wolle.

Als der Silvesterabend des siebenten Jahres gekommen war, zog sich die Frau nackt aus, kletterte in eine Leertonne und dann in eine Tonne mit Federn, so daß sie einem Vogel nicht unähnlich war. Inzwischen war es Mitternacht geworden, und als die Uhr zwölf geschlagen hatte, war der Teufel zur Stelle und fragte frohlockend: „Hast du nun einen seltenen Vogel?“ — „Ja“, sagte der Bauer, „hier ist er!“ und ließ seine Frau eintreten. „Wie heißt dieser Vogel?“ fragte der Teufel erstaunt. „Das ist ein Müllhuhnküken!“ erwiderte der Bauer. Da versetzte der Teufel: „Wenn das bloß ein Küken sein soll, dann will ich die Glucke gar nicht erst sehen“, und verließ des Bauernhaus voller Wut, daß ihm die Seele des Bauern entgangen war. (Nach Anad III 214. Der Name Müll bzw. Müllhuhn ist schwer zu deuten. Mülling heißt im Volksmunde der Altis; aber daran dürfte hier kaum zu denken sein.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Sage vom unterirdischen Gang zu Schivelbein.

Von Prof. D. Knopp-Stargard.

(Fortsetzung.)

Zu diesen Sagen gehört nun auch die Schivelbeiner Sage, wie sie von U. Zahn berichtet wird. Zwei Mädchen, die zusammen wohnten, haben sich von einem Burschen verführen lassen und kommen gleichzeitig nieder. Die eine erdroßelt ihr Kind aus Furcht vor der Schande, dann aber legt sie aus Furcht vor der strafenden Gerechtigkeit — die Schande hat sie ganz plötzlich vergessen! — ihr totes Kind in den Arm der schlafenden Kammeradin, und deren lebendes Kind nimmt sie zu sich. Zudem klagt sie sie noch als Kindesmörderin an. Vergebens beteuert die Angeklagte ihre Unschuld; der Augenschein ist gegen sie, und sie wird von den Richtern zum Tode verurteilt. Nun soll sie entweder sofort hingerichtet werden, oder sie soll beim Schlosse in den unterirdischen Gang gehen und ihn bis zu seiner Mündung beim Kloster durchwandern. Auf Gottes Beistand vertrauend, unternimmt sie den Gang, nachdem sie sich noch verpflichtet hat, ein Wahrzeichen aus dem Gange mitzubringen.

Das ist eine recht läbliche Nachahmung der Geschichte von den beiden Weibern zu König Salomos Zeit, und nun kommt der zweite Teil der Sage. Nachdem das Mädchen eine Weile gewandert ist, sieht es plötzlich den Schimmer einer Lampe. Sie beschleunigt ihre Schritte und befindet sich nach kurzer Zeit in einer geräumigen Stube, in der ein Tisch und ein großes Bett steht. An dem Tische sitzt eine Jungfrau und näht eifrig, und im Bett liegt ein ungeheurer Drache und schnarcht, und das Feuer steigt ihm aus Maul und Nase heraus. Kaum hört die Jungfrau die Schritte der Nähenden, da schaut sie von der Arbeit auf und winkt ihr, sich ganz still zu verhalten. Dann sagt sie: „Es ist dein Glück, daß der Drache schläft, sonst hätte er dich unfehlbar zerrissen. Ich bin die verwünschte Prinzessin vom Schlosse und bin für immer verloren; denn der mich erlösen sollte, hat mich verstoßen. Der Drache da ist mein Wächter. Du aber bist jetzt

eilig von hier und vollende dein Vorhaben mit Gott.“ Das Mädchen bittet nun um ein Wahrzeichen, und die Prinzessin gibt ihm eine Handvoll Stroh aus der Bettstelle des Drachens, schlingt es zu einem Bande zusammen und legt es ihr um den Leib. Darauf läuft das Mädchen eilig dem Ausgange zu, und das Strohband leuchtet ihm auf dem Wege wie eine helle Lampe. Da hört sie auch schon den Drachen hinter sich brüllen, denn er ist inzwischen von seinem Schlafe erwacht. Doch er vermochte das Mädchen nicht mehr einzuholen, denn es war bereits im Klostergarten angelangt, wo es die Richter erwartete. Sie zeigt das Wahrzeichen vor; aber o Wunder! Das Strohband hat sich in einen Reifen von dem feinsten, lautersten Golde verwandelt, wofür das Mädchen soviel Geld erhielt, daß es mit dem Kinde ohne Sorge bis zum Tode leben konnte. Die Kindesmörderin aber erlitt die gerechte Strafe von Henters Hand.

Die Erzählung ist durch die Einfügung des Drachens aufgebauert. Der Drache gehört gar nicht hierher. Die Wächterin der unterirdischen Säbähe ist die Jungfrau, die hier wie in anderen pommerschen Sagen als verwünschte Prinzessin erscheint. Der Drache ist aber auch überflüssig, denn er tut weiter nichts als schlafen, schnarchen und brüllen, Tätigkeiten, die auf die Handlung ohne jeden Einfluß sind; denn auch die Eile des Mädchens ist nicht auf Rechnung des Drachens zu setzen. Er wird freilich als Wächter der Jungfrau, der Prinzessin, bezeichnet, aber der Grund, warum er ihr als Wächter gegeben ist, ist recht dunkel angedeutet: der sie erlösen sollte, hat sie verstoßen! Man sieht nicht recht, was das bedeuten soll. Aber erinnern soll der Drache nach der Absicht des Erzählers, mag das nun Zahn selbst oder sein Gewährsmann gewesen sein, an die alten deutschen Drachensagen, soll der Schivelbeiner Sage ein recht altertümliches Gepräge verleihen. Und in der Tat hätten wir hier einen wenn auch verblähten Rest alter deutscher Sage vor uns, wenn der Zug echt volkstümlich und nicht erst von einem „gebildeten“ Erzähler hinzugefügt wäre.

Zwei Gründe sprechen für diese Annahme. Lindwurm- oder Drachensagen sind in Pommern nicht selten. Sie knüpfen sich zunächst an den Namen des Ritters St. Georg oder an Kirchen und Hospitäler, die diesem Heiligen geweiht sind. Derartige Erzählungen sind dann weiter nichts als eine kurze oder verblähte Inhaltsangabe der St. Georgs-Legende. So erzählt Zahn Nr. 219: Am Ufer des Binnenwassers bei dem Dorfe Ramin auf Rügen lebte vor vielen Jahren ein greulicher Lindwurm, der die ganze Gegend unsicher machte. Sein Maul war gestaltet wie das eines Löwen, und nach hinten endete er in den Schweif einer Schlange. Kein Mensch wagte es, dem Untier entgegenzutreten. Da machte sich der Besitzer des Gutes Ramin, der Ritter St. Jürgen, auf, besaß sein schnelles Ross und ritt zum Gestade hinab. Als er den Drachen sah, sprengte er auf ihn zu und jagte ihm die Lanze durch den Rachen hindurch dermaßen in den Leib hinein, daß das Ungeheuer sofort verendete. Zum Dank für seinen wunderbaren Sieg, so heißt es dann weiter, vermachte St. Jürgen seine beiden Güter bei Ramin und Straßund der Kirche, die zwei Klöster auf dem geschenkten Grund und Boden errichtete: St. Jürgen vor Ramin und St. Jürgen am Strande. Als Erinnerung an die Heldentat und die Schenkung steht über den Portalen beider Klöster der Ritter St. Jürgen in Sandstein ausgehauen, wie er hoch zu Ross gerade dem Drachen die Lanze in den Schlund bohrt. Damit ist der Ursprung der Sage deutlich gekennzeichnet.

In dem Drachensee befindet sich eine kleine Insel, der Lindenwerder genannt. Diese soll, wie Dr. Rehlin in den Balt. Studien 1886 S. 96 nach der Erzählung eines Fischers berichtet, seinen Namen von einem Lindwurm erhalten haben. Dieser habe auf der Insel gewohnt und eine schöne Jungfrau bewacht; viele Ritter seien gekommen, um sie von dem Ungeheuer zu befreien; endlich sei einer gekommen, der habe den Lindwurm durch seinen schönen Gesang bezaubert. Er habe ihn erschlagen und die Jungfrau befreit; aber wie

sehr er auch in sie drang, seine Frau zu werden, sie wollte nicht, denn sie hatte gelobt, wenn sie aus den Händen des Ungeheuers befreit würde, wolle sie ihr Leben Gott widmen; daher sei sie Könne geworden.

Hier hat, wie auch bei Bartsch, Sagen aus Mecklenburg I Nr. 58, der Name der Dertlichkeit die Veranlassung gegeben, daß sich eine alte Legende an sie angeschlossen, die noch den Zug bewahrt, daß der Drache, wie in der griechischen Sage von Perseus und Andromeda, eine Jungfrau bewachte. Der Ritter befreit sie, aber, und darin zeigt sich alter kirchlicher Einfluß, sie hat im Falle ihrer Rettung ihr Leben Gott geweiht und geht ins Kloster. Die Lindenwerder-Sage stammt offenbar noch aus katholischer Zeit. Möglich ist auch, daß eine Kapelle, die einst auf oder in der Nähe der Insel gestanden, oder ein altes Bild ihre Entstehung veranlaßt hat. Jedenfalls hat aber der Lindenwerder seinen Namen nicht von dem Lindwurm, dessen Name erst mit dem Aufleben der mittelhochdeutschen Literatur im 18. Jahrhundert wieder bekannt wurde.

Andere Sagen übergehe ich hier. Es gibt aber noch eine zweite Gruppe von Lindwurmsagen, die nicht auf die Legende vom heiligen Georg zurückgehen. Eine kurze Form dieser Gruppe findet sich bei Asmus und Knoop, Kolberger Sagen S. 71: Bei dem Dorfe Labis im Kreise Belgard liegt an der Grüssower Grenze ein nach Norden steil abfallender Berg, der Liepenberg, der früher mit prächtigen Eichen bestanden war. In alten Zeiten hat sich in diesem Walde ein Lindwurm aufgehalten. Ein zweiter soll sich in Rilkow, einem eine halbe Stunde vom Liepenberge entfernten, zu Al-Rambin und Baitin gehörigen Gehölz, aufgehalten haben. Des Abends pfliffen sich die beiden Ungetüme zusammen. Wo sie mit ihrem Bauch die Erde berührten, war Laub und Gras versengt. Die Tiere waren so giftig, daß andere Tiere, die über solche vom Lindwurm berührten Stellen gingen, sterben mußten.

Im Kreise Rummelsburg wird diese Art von Lindwürmern mit dem Namen „die Schläp“ bezeichnet, der auf gotisch „slipan“, schleifen, schlüpfen, zurückgeht, also dasselbe bedeutet wie Schleiche (Blindschleiche). Auch hier wird besonders die Giftigkeit hervorgehoben: an der Stelle, wo eine Schläp gelegen hat, ist alles versengt; wenn sie durch Gras und Heidekraut kriecht, schnirrt alles fort, und wenn das Vieh an einen solchen Schläpweg kommt, springt es mit einem Satz darüber hinweg. In ihrer äußeren Gestalt gleichen die Schläpen ungeheuren Schlangen, nicht den Drachen der Legende. Die Lindwürmer in Mecklenburg (Bartsch Nr. 57 und 58) gleichen, wenn sie ausgestreckt liegen, einer abgehauenen Tanne. Der Kuhhirt aus Treblin steht auf seinem Wege eine ungeheure Schläp, die ist so dick wie ein starker Baumstamm. Den Kopf hat sie auf der einen Seite des Weges durch den Zaun gesteckt, während das Schwanzende noch weit hinter den Zaun auf der andern Seite des Weges reicht (Blätter für vom. Volkstunde 15). Ein anderer Lindwurm hinterläßt bei seinem Fortkriechen eine Furche, als wenn da jemand einen großen Baum fortgeschleppt hätte.

(Schluß folgt.)

Sorgt für die Vogelwelt im Winter!

Von H. Spielberg-Röslin.

Wieder ist es an der Zeit, vor den Fenstern, auf Balkonen und in den Gärten an die Einrichtung der Futterplätze für die im Winter bei uns bleibende Vogelwelt zu denken. Nicht als ob mit Beginn der Wintermonate das muntere Volk der Vögel täglich gefüttert werden müßte. Das ist unnötig. Nur ist es ratsam, beizeiten die Tierchen an eine Stelle zu gewöhnen, damit sie wissen, wo ihnen bei wirklicher Not von teilnehmenden Menschen der bescheidene Tisch gedeckt ist. Unser Herrgott sorgt für seine Geschöpfe ja auch im Winter. Die kleinen gefiederten Freunde las-

sen so leicht den Mut nicht sinken, und wenn der rauhe Geselle nicht gar zu streng sich aufführt, bleiben sie auch in der schlimmen Zeit, bei Schneegestöber und magerer Kost lustig und guter Dinge. Das warme Federkleid läßt nur selten die grimmige Kälte durchdringen, und ihr zufriedener Sinn weiß sich auch mit spärlichem Futter zu begnügen. Ueberall wissen sie das Eckbare herauszufinden: in den Hecken gefrorene Schlehen und Hagebutten, Distelköpfe, die Samen der Waldreben, auf schneefreien Stellen Heidekraut, vertrocknete Waldbeeren, zwischen den Ritzen der Rinden und in so manchem Schlupfwinkel Eier und Larven verschiedener Insekten. Die gemeinsame Futterart veranlaßt die einzelnen Arten, sich eng aneinander anzuschließen, und so finden wir im Winter treulich vereint zu bunter Gesellschaft Finken, Stieglitze, Weihen, Braunellen und Kotkehlchen, zuweilen auch, gewissermaßen Gastrollen gebend, den Kleiber, auch wohl Spechtmeise genannt, und einen großen Buntspecht. Ist irgendwo eine ergiebige Stelle entdeckt, dann wirbeln die feinen Stimmchen lustig durcheinander und laden alle Brüder zum Schmause ein. Zuweilen jedoch geht es ihnen gar zu hart und es ist, als ob ein böses Geschick das lebenswürdige Völkchen verfolgte. Scheint einmal die Sonne warm nach frischem Schneefall, dann wird oft die lockere weiße Decke aufgetaut und wieder in Wasser verwandelt, das an den Bäumen und Zweigen niederrinnt; wenn aber dann die Nacht einen scharfen Frost bringt, so erglänzt am folgenden Morgen jeder Baum und Strauch im Sonnenstrahl wie blinkendes Silbergeschmeide, und die Tannen und Fichten gleichen prächtigen Weihnachtsbäumen. Aber gerade diese Pracht ist der Vögel Verderben. Alle die feinen Spalten und Ritze, in denen Insekten und ihre Brut verborgen sind, werden von der blinkenden Eiskruste ausgekittet, die der schwache Schnabel nicht zu durchdringen vermag. Nun lassen sogar die allezeit munteren Meisen berüht das Köpfchen hängen, wenn sie ihr Jagdgebiet verschlossen finden. Und nun ist es für den Menschen dringend geboten, den Vögeln mit Futter — und auch möglichst mit einem Schälchen Trinkwasser — zu Hilfe zu kommen, wenn nicht viele der entkräfteten Tierchen dem Hungertode anheimfallen sollen. Ihr Schicksal hat warmen Widerhall in der Brust manches Naturfreundes gefunden, und mildtätige Herzen vergessen auch die Vögel nicht in der Winternot. Bei Raufrost und anhaltendem Schneegestöber allein heißt es die Futterplätze reichlich zu versehen, wo sie Ersatz finden können. Gar bald kommen die Vögel herbei, als erste Gäste zumeist die Sperlinge. Allmählich findet sich eine ganze Gesellschaft ein, und das Leben und Treiben auf solchen Futterplätzen bildet eine wahre Augenweide, eine Fülle reizender Szenen. Hier ist Gelegenheit geboten, das Vogelleben bequem aus nächster Nähe beobachten zu können, wenn wir vor dem Fenster unter einem vorspringenden Baum oder Strauch oder hinter einem Fichtenzweigen da Futterbrett aufstellen. Um eine möglichst gemischte Gesellschaft herbeizuladen, werden recht viele Abfälle und Sämereien (Heubläumen) ausgestreut, aus denen jedes sich herausnimmt, was ihm gefällt. Freund Brot nimmt alles Genießbare, die Kotkehlchen Brosamen und Sämereien und sind sehr dankbar für einen Mehlwurm, die Finken lieben Rübsamen usw.; die meiste Unterhaltung gewähren die Turnstücke der Meisen. Ihnen hängen wir dicht vor dem Fenster, an einen Bindfaden geknüpft, eine aufgeschlagene Walnuß, eine Sonnenblumenscheibe, im letzten Herbst gesammelte Bucheckern, einen Fleischknochen und dergl. auf, und es ist allerliebste zu betrachten, wie sie an diesen schwebenden Leckerbissen herumklettern und picken. Solch Futterplatz, von dem jedoch Raken ferngehalten werden müssen, ist niemals leer. Indeß ringsumher die Kloden flieher und überall die Schneeschicht sich ausbreitet, nehmen hier die kleinen Gäste dankbar die Gaben in Empfang, durch die eine milde Hand sie rettet aus des Winters Not. Verständige Eltern und Lehrer halten stets die Jugend zu einer solchen Winterfütterung an, deren hoher erzieherischer Wert nicht zu unterschätzen ist.

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ — Das schöne Dichterwort gilt nicht allein unseren Mitmenschen, sondern auch den Tieren gegenüber.

Gedenket der Vögel zur Winterszeit!

Oft habt ihr mit mildtät'ger Hand
Manch Elend abgewehrt,
Vereinen Spenden zugesandt,
Bedürftige besorgt.

Gebt Futter auch dem Vogelheer,
Das darben draußen harret,
Der Kampf ums Dasein ist so schwer,
Wenn die Natur erstarrt.

Wird euch auch nicht die Quittung gleich,
Nicht gleich das Dankeswort,
Die Vögel lohnen es euch reich,
Sie lohnen's immerfort.

Aus ihren guten Augen spricht
Ihr Fleh'n, ihr stummer Dank,
Und Sommers spricht ihr Dankgedicht
Aus ihrem frohen Sang.

Marie Richter.

Entnommen der Gedichtsammlung „100 hoch- und plattdeutsche Gedichte“ von Marie Richter. 3. Aufl. Pierlons Verlag, Leipzig. Auch auf die anderen Schriften der hier in Köslin noch lebenden Verfasserin „50 Jugendgedichte“ und „Aus alten und jungen Jahren“, Teil 1 und 2, möchten wir an dieser Stelle empfehlend hinweisen.

Die Schriftleitung.

Kleine Mitteilungen.

Schildkröten in Pommern. Zu dem Artikel „Schildkröten in Pommern“ in der letzten Heimatbeilage schreibt uns Lehrer Heilmann in Neu-Zowen (Kreis Schlawe):

„Die Schildkröten sind verbreiteter im Kreise Schlawe, als bekannt sein dürfte. So fand ich im Mai dieses Jahres ein tadelloses Exemplar im Sumpf bei Alt-Zowen. Im vorigen Jahre wurde in Friedensdorf, unserm Nachbardorf, ein noch größeres Exemplar gefunden. Beide Tiere sind unbeschädigt der Freiheit überlassen worden.“

Weitere derartige Mitteilungen sind uns erwünscht.

Pommersche Rätsel.

1. It schmiet wat Lütt's wot' Daß; kümmt g'vot wedder runner.
2. Sinner ofern Sus
hängt Peiter Krus,
Wenn de leiw Sünn' schient,
Weint Peiter Krus.
3. Achter unse Roamer
hängt en blanken Hoamer.
Wer doarmit kimmern kann,
Dat is'n künstlichen Timmermann.
Wat is dat?

*

Auflösungen aus Nr. 14: 1. De Egg. 2. Wil bei nich in de Schötel ligat. 3. Wil bei nich un'n dösch looven kann. 4. Wil bei hinnen kein Dogen hat. 5. Wenn em de Hund bitt.

Im Verlage von E. G. Henning in Köslin sind folgende

Heimatdritten

erschienen:

Pommersche Landes- und Volkstunde

von J. W. M. Henning. — Preis 40.— Mark

Bogislav der Zehnte, Herzog von Pommern. Ein historisches Gemälde von J. C. Benno. — Preis 100.— Mark.

Pommerns geologische Formationen

von Dr. Hans Menzel, Igl. Bezirksgeologen aus Berlin. — Preis 10.— Mark.